Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 9. 1. 1938 | Nr. 2

Kulturaustausch durch Arbeit.

Statt Deutschland-Polen — Deutschland-Italien.

(Von unserem
Berliner Sonderberichterstatter.)

Die Völker sollten durch ihre Arbeiter einander näher zu kommen suchen — nicht nur durch mehr oder weniger fragliche „kulturelle Abkommen!"

Es gibt eine ganze Reihe Kulturabkommen, die benachbarte (aber deswegen im Herzensgrund keineswegs immer befreundete) Völker einander näher bringen oder auch entfernt von einander wohnende, jedoch in ihrer politischen Ideologie mit einander verbundene Völker näher zusammen führen sollen. Machen wir uns nichts vor: meistens steht doch gleichzeitig ein freundlicher Austausch von Devisen durchaus nicht im Hintergrund oder es kommt nichts anderes, denn ein Paragraphenwerk, zustande, eben gut genug, um im kleinsten Auszug eine Zeitungsmeldung abzugeben.

Den wirklichen Kulturaustausch bringen seit altersher besonders mit dem Handel verbundene Reisen, darüber hinaus auch Vergnügungsreisen, ferner vor allem das Studium an fremden Universitäten und der Besuch von Bädern mit sich. In die breiten Massen, in „das Volk" also, dringt schließlich der — zumeist einseitige — Zustrom von Arbeitern für Zeit aus dem einen Lande in das andere. Wie schon Schiller vom Kaufmann sagt:

> .... Güter zu suchen geht er,
> Doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an —

geht auch der Arbeiter in das fremde Land, um sich etwa für den Sommer zu verdingen und mit dem verdienten Lohn sich und seine Familie auch den kommenden Winter über zu erhalten. Aber ebenso wenig kann ein Zweifel daran bestehen, daß der heimkehrende Arbeiter auch wahre Kunde in die Heimat mit sich bringt — gute Kunde aus dem einen Lande und minder gute vielleicht aus dem anderen.

Die „Deutsche Rundschau" hat so wiederholt gute Kunde von den aus Deutschland zurückgekehrten Saisonarbeitern bringen können und minder gute (nach polnischen Zeitungen Frankreichs, aber auch Polen selbst) von dem Ergehen polnischer Arbeiter in einem großen Lande des Westens. In die Augen fielen insbesondere die erheblichen Ersparnisse, die die polnischen Saisonarbeiter im Reich machen konnten, während sie aus einem anderen, äußerst geldstarken Lande durchweg abgerissen und ohne einen armen Groschen in der Tasche, ja im größten Umfang sogar „per Schub" befördert, zurückkehrten. Seit einigen Jahren fahren nun keine landwirtschaftlichen Saisonarbeiter, die sogenannten „Sachsengänger", mehr nach Deutschland. Die Zahl der Arbeitslosen im Reich war so ungeheuer, daß die deutsche Landwirtschaft wohl oder übel auf dies Reservoir zurückgreifen mußte.

In den letzten Jahren haben sich die Verhältnisse im Reich jedoch grundlegend geändert. Statt Arbeitsmangel — Arbeitermangel auf allen Gebieten, nicht zuletzt auch in der Landwirtschaft. Für die Landwirtschaft ein förmlicher Zwang zu gesteigerter Erzeugung, galt es doch nicht etwa nur, Devisen einzusparen, sondern vor allem auch sechs Millionen wieder in Arbeit gekommene Menschen entsprechend reichlich zu ernähren, statt sechs Millionen Arbeitslose eben doch nur bescheiden.

So dachte man denn schon im vergangenen Jahr wieder daran,

erneut polnische landwirtschaftliche Arbeiter ins Reich

einzuladen, wofür nicht zuletzt auch das gebesserte außenpolitische Verhältnis zwischen den beiden Nachbarländern eine gute Grundlage zu bieten schien. Die Verhandlungen von Staat zu Staat ließen sich durchaus günstig an. Für einige Zehntausend polnische Arbeiter schien guter Verdienst und die Aussicht zu winken, auch der Sorge für ihre Familien in dem folgenden Winter enthoben zu sein, der, wie wir jetzt zu spüren beginnen, „kernfest und für die Dauer", oder sagen wir deutlicher, für die Armen hart und schwer zu werden scheint. Leider waren die Erfolg versprechenden Verhandlungen am Ende zum Scheitern verurteilt. Die polnische Seite verlangte die freie Ausfuhr der ersparten Lohnsummen nach Polen, während die deutsche eine entsprechende Warenausfuhr nach Polen vorschlug, weil die deutsche Devisenlage die freie Ausfuhr von weit über eine Million Reichsmark (oder mehr als zwei Millionen Złoty!) leider nicht zulasse. Die Folge ist nun bedauerlicherweise, daß viele tausende polnische Landarbeiterfamilien, die praktisch auch den ganzenn Sommer über arbeitslos und so ohne Bareinkommen waren, einen bitteren Winter durchmachen müssen.

Im letzten Sommer konnte sich Deutschland trotzdem im wesentlichen noch ohne die Hilfe fremder landwirtschaftlicher Arbeiter durchhelfen. Inzwischen ist die Lage des deutschen Arbeitsmarktes noch weit mehr nach der Seite angespannt worden, daß Arbeitskräfte dringend gebraucht werden — insbesondere auch Facharbeiter für landwirtschaftliche und andere bodenkulturelle Arbeiten. Durch solche Arbeiten haben sich seit jeher die fleißigen italienischen Arbeiter nicht minder ausgezeichnet, wie die weit geschätzten polnischen Arbeiter. Das besonders freundschaftliche Verhältnis zwischen Deutschland und Italien tat ein übriges. Die führenden Männer in beiden Staaten sind davon überzeugt, daß die politische Freundschaft gar nicht besser untermauert werden kann als dadurch, daß breite Ströme aus dem Arbeitertum das befreundete Land auf dem Gebiet der Arbeit selbst kennen lernen. Selbst die großartigen Kraft-durch-Freude-Fahrten reichen hierfür nicht aus.

Aus ideologischen, aber auch aus realen Gründen ist so nunmehr ein deutsch-italienisches Abkommen geschlossen worden, demzufolge

30 000 italienische Arbeiter nach Deutschland

kommen werden, um das befreundete Land und sein Volk in seinem Besten, der Arbeit, gründlich kennenzulernen und dort selbst fruchtbare Arbeit zu leisten. „Giornale d'Italia" macht über dies von Dr. Robert Ley und dem Sekretär des italienischen Landarbeiterverbandes Angelini unterzeichnete Abkommen interessante Mitteilungen. Die italienischen Arbeiter werden, bereits vom März ab, in großen Abteilungen nach Deutschland kommen und hier durch neun Monate in Arbeit sein, um zu Winterbeginn wieder nach Italien zurückzukehren. Ein Teil dieser Arbeiter wird sogar Verträge von zwei oder drei Jahren erhalten, d. h. auch während der Jahre 1939 und 1940 je neun Monate in Deutschland tätig sein. Sie werden genau wie die deutschen Arbeiter entlohnt werden und ebenso wie diese die Segnungen der deutschen sozialen Gesetzgebung genießen. Sie werden — sagt „Giornale d'Italia" — nicht als „Emigranten" betrachtet werden, sondern „Gäste eines befreundeten Landes" sein. Ihre Mitarbeit, insbesondere bei der Urbarmachung deutschen Bodens — nachdem sie ebenso, vor allem bei der Trockenlegung der „Pontinischen Sümpfe" usw., in Italien selbst tätig gewesen sind — habe nicht nur wirtschaftliche, sondern in demselben Maße hohe politische und moralische Bedeutung.

Deutschland will mit den Jahren — freilich in der Hauptsache durch die Leistung seines eigenen Arbeitsdienstes — ein Gebiet urbar und für land- oder forstwirtschaftliche Zwecke nutzbar machen, das nicht kleiner ist, als eine ganze große Provinz. Es nimmt damit die alte preußische Tradition wieder auf, so wie einst den Netzedistrikt,

eine Provinz im Frieden zu gewinnen,

eine Leistung, die wie keine andere geeignet ist, den Frieden zu sichern. Wie der Lebensraum Deutschlands und Italiens ist auch derjenige Polens beschränkt, aber auch Polen umfaßt weite Gebiete, die noch der Erschließung für den Pflug bedürfen. Auch hier haben zuvor Hacke und Spaten (oder „Schippe", wie man jetzt in Deutschland mit Vorliebe sagt) harte und ausdauernde Arbeit zu leisten. Noch fehlt die polnische Abwandlung des „Schlachtrufs" des deutschen Arbeitsdienstes

> Hacke, Schippe — Hacke, Schippe,
> Hoi! Hoi! Hoi!

Da und dort hört man in Polen nicht allzugern von der „deutschen Lehre" sprechen, der es am Ende doch nicht zuletzt zu verdanken ist, daß Westpolen so turmhoch über Ostpolen steht. Hoffen wir trotzdem, daß Polen an dem neuen deutschen Beispiel nicht ganz achtlos vorbeigehen möge, sondern doch noch auch polnische Arbeiter in großer Zahl nach Deutschland gehen werden, um an der Schaffung der neuen „deutschen Provinz" mitzuarbeiten — nicht nur um für sich und ihre Familien daraus Nutzen zu ziehen, sondern vor allem, um die von oben gewünschte deutsch-polnische Annäherung auch von unten her aufzumauern und danach, wenn auch die polnische Industrie den lange verheißenen und erhofften Aufschwung nehmen und landwirtschaftliche Erzeugnisse in Polen mehr als heute noch „gefragt" sein werden, für Polen „eine neue Provinz", nein ein ganzes Königreich, in seinem eigenen Osten im Frieden und ohne Schwertstreich, nur „mit Hacke und Schippe", zu gewinnen. Man wird dann erschüttert und beschämt auf die Zeit zurückblicken, in der man eine nachweisbar wirtschaftsschädliche „Agrarreform" durch Zerschlagung von agrarkulturell auf besonders hohem Niveau stehenden Gütern betrieben hat.

„Mit dem Verlust der Muttersprache verlieren sie den sittlichen Halt!"

Einwanderungsprobleme in USA.

Colin Roß, der bekannte Reiseschriftsteller, hat im Verlag F. A. Brockhaus ein neues Werk „Amerikas Schicksalsstunde" veröffentlicht. Diesem hochinteressanten und lehrreichen Buch entnehmen wir das folgende Kapitel, das in allen auslanddeutschen Kreisen und besonders bei der Jugend Beachtung finden wird. Colin Roß schreibt:

Vor dem Krieg wurde Fremden, die Amerika studieren wollten, mit Vorliebe eine Volksschule in einem der Einwandererbezirke Newyorks oder Chikagos gezeigt. Dort rief die junge Lehrerin eine Reihe Kinder auf, die in Kleidung wie Auftreten sich glichen wie ein Ei dem andern, und die alle in dem gleichen Englisch die rührende Geschichte von dem jungen Washington, seiner Axt und dem Kirschbaum seines Vaters aufsagten, die damit endet, daß der Junge seine Untat, den Kirschbaum umgehackt zu haben, offen bekennt, „denn er log nie". Dann wurde dem Besucher erklärt, daß der eine Junge von russischen Eltern sei, der zweite von griechischen und der dritte von italienischen; „und sehen Sie", schloß stolz die junge Lehrerin, „heute sind sie alle gute Amerikaner!"

Bei meinem diesmaligen Aufenthalt in den Staaten bekam ich nichts derartiges zu sehen, wohl aber etwas anderes, das mich sehr nachdenklich machte, und zwar bei einem Besuch des „Settlement" der Universität von Chikago.

Die „Settlements" liegen in den Einwandererbezirken und machen es sich zur Aufgabe, den nichtbritischen Einwanderern die Landessprache zu lehren und sie in der Folge zu wertvollen amerikanischen Staatsbürgern zu erziehen. Um so verblüffter war ich, einen jungen amerikanischen Studenten einer Gruppe polnischer Jungen und Mädel Unterricht in — polnischer Sprache erteilen zu hören.

„Ja, wir unterrichten sie in ihrer Muttersprache", erklärte meine Führerin auf meine erstaunte Frage, „und hier nebenan haben wir eine Klasse von jungen Mexikanern, die spanisch lernen."

Ich brauchte eine Weile, ehe ich mich von meinem Erstaunen soweit erholt hatte, daß ich weiter fragen konnte: „Ja, warum tun Sie das? Ich könnte es verstehen, wenn ein von dem betreffenden Land gegründetes und finanziertes Unternehmen alles tut, um seine ins Ausland gezogenen Kinder die Muttersprache nicht vergessen zu lassen. Aber das „Settlement" ist doch ein rein anglo-amerikanisches Institut, und die Studenten, die darin tätig sind, sind sogenannte hundertprozentige Amerikaner. Was haben die für ein Interesse daran, dem Schmelztiegel entgegenzuarbeiten?"

„Wir arbeiten ihm nicht entgegen", erklärte meine Führerin, eine junge Studentin aus Florida. „Im Gegenteil, **es hat sich herausgestellt, daß die Kinder von Einwanderern, die ihre Muttersprache vergessen oder gar niemals ordentlich gelernt haben, einen starken Hundertsatz des Berufsverbrechertums stellen.** Sie sind der Flugsand, der uns überall in die Getriebe unseres Gesellschafts-Mechanismus kommt. **Es scheint, daß sie mit dem Verlust der Muttersprache auch den sittlichen Halt verlieren. Sie werden ihrer Heimatkultur entwurzelt, ehe sie in derjenigen ihres neuen Vaterlands Wurzel gefaßt haben. Deshalb versuchen wir, ihnen ihre Muttersprache wieder beizubringen und ihnen all das Schöne und Große zu zeigen, was das Land ihrer Eltern hervorgebracht hat.** Wir veranstalten hier polnische wie mexikanische Volkstänze und Volksfeste. Wir lehren sie die Kunstfertigkeit ihrer Heimat, Stickereien, Holzschnitzereien und Malereien. Wir pflegen vor allem die Musik ihres Landes. **Wir tun überhaupt alles, damit die feinen Wurzeln, die sie mit dem heimatlichen Boden verbinden, nicht allzu rasch verdorren."**

Was ich im „Settlement" hörte, wurde mir später von Volksschullehrern in Einwandererbezirken bestätigt. Die Sache ist die, daß die Einwanderer, die in einem gewissen Alter nach den Staaten kamen, vor allem die ost- und südeuropäischen, niemals richtig englisch lernten, manche überhaupt nicht. Ihre Kinder aber, soweit sie im Lande geboren sind oder klein herüberkamen, verlernten die Sprache der Eltern. Spätestens, sobald sie in die Schule kommen, weigern sie sich, ihre Muttersprache weiter zu sprechen.

Amtlich ist man ja noch immer bestrebt, die Kinder der Einwanderer so rasch wie möglich zu anglisieren und zu amerikanisieren. Aber das ist nicht einmal das Entscheidende. Das wirksamste für die schnelle sprachliche Entwurzelung ist jenes starke amerikanische Kollektivgefühl, das bestimmt, was man tut, was man nicht tut, was man zu sein und was man nicht zu sein hat, und dem sich der sonst so individualistische Amerikaner in geradezu sklavischer Weise beugt.

Das allererste aber, was einer zu tun hat, ist, englisch zu sprechen, und das allererste, was einer zu sein hat, ist, ein Amerikaner zu sein. Alles andere ist derart abgründig minderwertig, daß die fremdrassigen Kinder unter stärksten Druck gesetzt wurden — nötigenfalls helfen brutale Mißhandlungen nach! —, mit äußerster Beschleunigung von ihrer heimischen Art und Sprache zu lassen. (Dieser Druck, wie allenfalls die Mißhandlungen, gehen übrigens nicht von den Lehrern noch überhaupt von Erwachsenen, sondern von den Mitschülern und Mitschülerinnen aus.)

Zu Hause gibt es dann natürlich Streit und Szenen. Die Kinder schämen sich ihrer Eltern, weil diese „keine Amerikaner" sind. Die Eltern sind wütend auf ihre Kinder, über die sie jeden Einfluß verlieren. So ist es schließlich kein Wunder, wenn sich aus diesen unerquicklichen Verhältnissen Verbrecher entwickeln.

Die Public school, die allgemeine Volksschule, war das wirksamste Mittel, die sprachliche Einheit Amerikas zu sichern. Es ist nur die Frage, ob diese sprachliche Einheit nicht allzu teuer bezahlt wurde. Darum handelt es sich aber heute bereits nicht mehr; denn der aufrauschende Wille des wiedererwachenden Nationalgefühls hat ja auch vor den Toren der Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht haltgemacht, und die Union sieht sich heute zu ihrer peinlichen Überraschung einem Nationalitätenproblem gegenüber, von dessen Auftauchen, ja, dessen Möglichkeit, man sich noch vor wenigen Jahren nichts hätte träumen lassen.

Wenn man heute in Chikago oder Newyork seinen Rundfunk einschaltet und dabei den Zeiger spielerisch über die Skala gleiten läßt, könnte man wähnen, einen Fernempfang zu bedienen: Deutsch, Tschechisch, Polnisch, Jiddisch. Ungarisch hört man da in buntem Durcheinander. **Jede Nation hat hier**

Kleine Anfrage:

Das Polnische Gymnasium in Marienwerder ist seit 1. Oktober 1937 eröffnet. Wann darf endlich der Neubau des Deutschen Gymnasiums in Bromberg zu Ende geführt werden?

ihre Stunde oder vielmehr ihre Stunden. Da nach amerikanischer Sitte auf jedes Musikstück eine Werbung folgt, für Autos, Pelze, für Haushaltsgegenstände, für Theater, so hören auch die Kinder dauernd im Rundfunk die Sprache ihrer Eltern. Da die Werbungsunternehmen versuchen, die Käuferschichten national zu erfassen, so erfolgt dadurch auch ein wirtschaftlicher Zusammenschluß und eine wirtschaftliche Stärkung der einzelnen Nationen, die durch Organisation von Geschäften wie von Käufern in nationalen Gruppen noch verstärkt wird. Dazu kommt die Arbeit der Settlements, der nationalen Zeitungen, Vereine und kirchlichen Gemeinden. Damit scheint der bisherigen allzu raschen Entnationalisierung der nicht angelsächsischen Bevölkerung ein Riegel vorgeschoben.

1938 — „Jahr der Verständigung".

Baldur von Schirach an die reichsdeutsche Jugend.

Zu Beginn des neuen Jahres erließ der **Jugendführer des Deutschen Reichs** folgenden Aufruf:

„Jedes Arbeitsjahr der Hitler-Jugend erhält am 1. Januar seine Parole. Zwölf Monate hindurch versuchen alle Dienststellen und Einheiten der HJ, die am Anfang des Jahres erhobene Forderung zu verwirklichen. Als ich 1937 das „Jahr der Heimbeschaffung" verkündete, wußte ich wohl, daß ihr alle mithelfen würdet, diese Aktion erfolgreich zu gestalten. Daß wir aber nach Abschluß des Jahres dank der Unterstützung der Bürgermeister und Gemeinden sowie aller maßgebenden Stellen der Partei und des Staates über tausend Hitler-Jugend-Heime im Bau sehen würden, konnte kaum erhofft werden. Viele neue Großjugendherbergen sind ebenfalls 1937 entstanden, Bauten, die im Geist unseres Führers zweckmäßig, klar und schön errichtet wurden als Zeugen der künstlerischen Gesinnung seiner Jugend.

Das alles, meine Jungen und Mädel, ist euer Werk. Eine uneinige Jugend vermag nichts, aber für die Jugendbewegung Adolf Hitlers gibt es kein Hindernis, wenn sich auch das letzte Jungmädel und der kleinste Pimpf einem Willen unterordnen. Ihr alle dürft vor allem stolz darauf sein, daß ihr einig wart. Gehorsam, Selbstzucht, Treue und unwandelbare Kameradschaft waren, sind und bleiben die Voraussetzungen für jeden großen Erfolg. Wenn auch die Heimbeschaffungsaktion der Hitler-Jugend noch nicht abgeschlossen ist und gerade im kommenden Jahr große Aufgaben baulicher Art zu lösen sind, soll doch das Jahr 1938 seine besondere Parole erhalten.

An der Schwelle des neuen Jahres begrüßen wir die vielen jungen Kameraden und Kameradinnen aus dem Ausland, die als unsere Gäste im deutsch-französischen, deutsch-belgischen, deutsch-englischen und den vielen anderen HJ-Skilagern weilen. Rund 200000 ausländische Jugendliche haben während des vergangenen Jahres das nationalsozialistische Deutschland und die erzieherischen Einrichtungen der Hitler-Jugend besucht.

Im kommenden Jahr wird die Arbeit der Hitler-Jugend dem großen Ziel dienen, zwischen deutscher und fremder Jugend neue Brücken zu schlagen. Die Jugend der Völker soll sich untereinander kennenlernen, nicht um die fremde Art nachzuahmen, sondern um zu einem gerechten gegenseitigen Verständnis des fremden Volkstums zu gelangen. Dieses gegenseitige Verständnis allein kann die Grundlage für eine Zusammenarbeit der großen Jugendorganisationen der Gegenwart bilden.

Kameradinnen und Kameraden! Wir wollen diesen Gedanken im kommenden Jahr verwirklichen und gemeinsam alles daransetzen, um ihm einen gewaltige Erfolg zu erkämpfen. Wir handeln dabei im Sinne unseres geliebten Führers, dessen wir auch im neuen Jahr würdig werden wollen.

So erkläre ich das Jahr 1938 für die Jugend des Deutschen Reichs zum „Jahr der Verständigung".

Im deutsch-französischen Jugend-Skilager.

Aus Sonthofen im Allgäu wird uns berichtet:

Der französische Botschafter in Berlin, François-Poncet, und der Reichsjugendführer Baldur von Schirach haben zum Jahresbeginn in einem herzlichen Telegrammwechsel der Sendung des deutsch-französischen Jugend-Skilagers in den bayerischen Bergen gedacht. Der Reichsjugendführer hat es bei seinem Pariser Besuch in diesem Sommer vorbereitet und fand bei seinen französischen Kameraden schnell Gehör, da die ausgezeichneten Erfahrungen, die man im letzten Jahr mit einem solchen Skilager gemacht hatte, noch in schönster Erinnerung waren.

Das Lager auf der Alpe Eck oberhalb von Sonthofen in den Allgäuer Bergen bietet herrlichste Skimöglichkeiten, für die die ausgezeichnete Schneelage noch ein übriges tut. 23 junge Franzosen, meist Studenten, aber auch manche, die schon im Beruf stehen, und ebenso viele junge Deutsche sind hier versammelt. Die Bergwelt, der Sport, die Hüttengemeinsamkeit tun das ihre, um schnell und ohne Umstände Beziehung von Mensch zu Mensch, Kameradschaft von Nation zu Nation herzustellen. Lieder, auf den Hüttenabenden von Deutschen und Franzosen gesungen, erleichtern den Kontakt noch mehr und geben überdies in ihrer Ähnlichkeit oder Verschiedenheit Stoff zu anregenden Diskussionen, an denen es auch sonst nicht fehlt.

Die Franzosen wurden in einem Vortrag über Geschichte, Aufbau und Aufgaben der Hitlerjugend unterrichtet. Darüber hinaus zeigen sie ein brennendes Interesse für alle sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Probleme des neuen Deutschland. Es gibt hier allabendlich temperamentvolle und leidenschaftliche Debatten, in denen immer wieder das Wort „Weltanschauung" aufbrandet, ein den jungen Franzosen oft schwer zugänglicher Begriff. Es ist nicht zu verkennen, daß die selbstverständliche Kameradschaft, die die jungen Deutschen ihren französischen Gästen entgegenbringen, sich im Lauf dieser Aussprachen zu einer hohen Achtung gesteigert hat. Sie mußten erkennen, daß ihre französischen Kameraden nicht nur gewandte und temperamentvolle Debatter sind, sondern auch in deutscher Kunst, Kultur und Philosophie sich außerordentlich beschlagen zeigen. Goethe, Nietzsche und andere große Denker sind ihnen keine bloßen Namen sondern geistige Größen, mit denen sie rechnen. In ihrem Gepäck findet sich, zweisprachig gedruckt, manches bedeutende deutsche Werk, das in keiner deutschen Bibliothek zu fehlen pflegt.

Zugleich erkannten die jungen Deutschen, daß auch die französische Jugend heute mehr denn je nach einer Idee ringt, nach einer neuen Standort-Bestimmung sucht. Dabei zeigt sich, daß der junge Franzose in erster Linie Franzose sein will und über alle Parteien und Gruppen hinweg die große Gemeinschaft aller Franzosen sucht. So ergab sich aus der sportlichen Kameradschaft, die ihre vergnügtesten und frohesten Stunden hatte, auch eine tiefere geistige Kameradschaft, die über die Tage dieses am 6. Januar endenden Lagers hinaus dauern dürfte. Gleichzeitig mit dem deutsch-französischen Lager findet auch in dem Berggasthof Almagmach bei Immenstadt ein deutsch-englisches Lager statt, in dem 20 junge Engländer mit ihren deutschen Kameraden vereinigt sind.

*

Ricarda Huch:

Deutsche Tradition.

Durch alle Stadien hindurch, die ein Volk sowie ein einzelner Mensch durchläuft, bleibt ihm ein Wesenskern erhalten, und ich glaube, nur auf der Linie, die von diesem Kern ausgeht, kann es Großes erreichen. Insofern ist das Uralte das immer Junge, es ist das was immer wiederkehrt wie die Sonne, die immer die alte Sonne ist und jeden Morgen neu erscheint. Das Wort alt bezeichnet etwas Häßliches, Verworfenes, wenn es sich auf das Abgetragene, Starrgewordene, Schalgewordene bezieht; aber es bezeichnet auch etwas Ewig-Lebendiges, siegreich Überdauerndes. So ist zu erklären, daß Goethe zuweilen England als das Land der Überlieferung, zuweilen Amerika als das Land ohne Überlieferung pries. Man hat unrecht, die Geschichte wie einen Kramladen anzusehen, in dem jedes Fell ausgestopft und Fasern und Schnitzel einbalsamiert werden; vielmehr soll sie den Strom des Geschehens läutern und das gewonnene Gold leuchten lassen. Im Wechsel und vom Wechsel lebt der Mensch, es muß fortwährend Altes absterben und Junges aufkeimen, nur sollte nicht gerade das Erprobte und Bewährte weggeräumt werden, und das Junge sollte wirklich jung und belebend und nicht um des Widerspruchs willen widerspruchsvoll sein. Häufig wendet sich die Jugend gerade gegen das Alte, das ewig und heilig ist, und versteht sich gut mit dem Alten, das starr und stumpf ist. Der Vorgang des Wechsels, der dem Leben angemessen ist ist weniger ein Ersetzen des Alten durch ein anderes, als ein Verjüngen von etwas Bleibendem.

Deutsch-japanischer Jugendaustausch.

Das japanische Unterrichtsministerium hat mit Zustimmung des Finanzministeriums einen Besuch von dreißig Japanern in Deutschland ermöglicht. Die Jugendabordnung soll aus allen Teilen Japans ausgewählt werden und im Mai nach Deutschland fahren, um hier einige Monate in einem Sommerlager der Hitler-Jugend zu verbringen. Gleichzeitig soll sie eine Einladung zu einem Gegenbesuch überbringen, und zwar wollen die Japaner schon im Herbst bei ihrer Rückreise dreißig Angehörige der HJ und des BdM mitnehmen, die dann etwa drei Monate in Japan bleiben, dort auch das Neujahrsfest mitfeiern und Anfang 1939 wieder nach Deutschland zurückkehren sollen.

Till Eulenspiegel als Wohltäter.

Es war zu jener Zeit, als die Topfhändler noch zu Fuß mit ihrer Ware über Land zogen und die Töpfe in einem hochgepackten Rückentragkorb mit sich führten. Damals wanderte solch ein Händler von Dorf zu Dorf. Obgleich er den Leuten gut zuredete, seine „Dippchen" zu kaufen, fand er wenig Abnehmer, und der Inhalt seiner „Kötze" verringerte sich nur sehr langsam. Schwer hatte er daran zu schleppen, und da die Sonne heiß vom Himmel brannte und er von dem weiten Marsch und der drückenden Last müde geworden war, machte er unterwegs Rast, stellte seinen Korb mit den Töpfen auf einen Baumstumpf und setzte sich nicht weit davon auf den Grabenrand. Ihm waren die Augen gerade ein bißchen zugefallen, als es plötzlich einen lauten Krach gab. Der morsche Baumstumpf war unter der Last des Korbes zusammengebrochen, die Kötze mit ihrem ganzen Inhalt lag am Boden, und des Händlers Ware bestand nur aus einem großen Scherbenhaufen. Traurig und verärgert suchte der Händler die wenigen heil gebliebenen Töpfe zusammen, huckte seinen Tragkorb wieder auf und zog weiter. Und weil sich seine Gedanken unaufhörlich mit dem geschehenen Unglück beschäftigten, sah er mißvergnügt in die Welt. Es war daher auch für Eulenspiegel, der des Weges daherkam, keine große Kunst, zu erkennen, daß den Mann etwas bedrückte. Und so fragte er ihn denn auch gleich, nachdem er ihm die Tageszeit geboten hatte, nach dem Grund seiner Traurigkeit. Ausführlich und mit allen Einzelheiten erzählte der Händler dem Fremden, was ihm widerfahren war und daß er durch dieses Unglück um den Verdienst der letzten Wochen gekommen wäre.

Eulenspiegel ließ es nicht an teilnehmenden Worten fehlen und nachdem er den Bericht bis zu Ende gehört hatte, klopfte er dem Mann auf die Schulter und sagte: „Nur Mut, guter Freund! Ich freue mich, daß ich Euch helfen kann! Geht nur ein Stückchen weiter, bis ihr zu der Waldwiese rechter Hand kommt, auf der ein schwarzbunter Ochse weidet. Er gehört mir und ich schenke ihn Euch, damit Ihr Euren Verlust vergeßt. Und es paßt gut, daß in der nächsten Stadt gerade Markt ist. Führt den Ochsen dorthin, verkauft ihn und geht mit dem Geld sofort, ohne Euch in der Stadt weiter aufzuhalten, nach Hause." Und als wenn er allen Dankesbezeigungen ausweichen wollte, ging Eulenspiegel schleunigst von dannen. Dem Händler kam die Mildtätigkeit des Fremden nicht ganz geheuer vor, aber er setzte sich mit den Worten: „Geschenkt ist geschenkt" über alle Bedenken hinweg, und der Gedanke, auf diese Weise zu mehr Geld zu kommen, als er mit seinem Topfhandel verdient hätte trug noch das Seine dazu bei, daß er die Worte des fremden Wohltäters befolgte.

Er stand mit dem von der Weide geführten Tier noch nicht lange auf dem Markt, als sich ein Bauer als ernsthafter Käufer einstellte. „Der paßt zu dem Ochsen, den ich zu Hause hab, als wenn's sein Zwillingsbruder wär'!" sagte der Bauer, und er sah sich im Geiste schon von allen seinen Nachbarn um das schöne Ochsengespann beneidet. Es dauerte daher auch nicht lange, bis er mit dem Topfhändler handelseinig wurde. Aus Freude über den guten Kauf lud er ihn noch zu dem „Weinkauf" ein, aber der Topfhändler schützte dringende Arbeit zu Hause vor und machte sich eilig auf den Weg.

Im Kreise guter Freunde feierte der Bauer lange diesen guten Kauf, den er einen der glücklichsten Zufälle seines Lebens nannte, weil er schon lange nach einem passenden Tier Ausschau gehalten hatte. Als er aber nach Hause kam, glaubte er, daß ein böser Spuk ihn narrte. Denn sein Ochse, der tagsüber auf einer Waldwiese geweidet hatte, war spurlos verschwunden. Aber er tröstete sich damit, daß er auf dem Markt wenigstens einen Ochsen eingehandelt hatte, der dem verschwundenen wie ein Haar dem andern glich.

Oberst Busch.

Der junge „starke Mann" Boliviens

Als jüngst in Brasilien Präsident Vargas das bisherige Parteiensystem abschaffte, um die in mehreren Aufständen zum Ausbruch gekommene Gefahr des Kommunismus erfolgreich bekämpfen zu können, sprach man in den demokratisch-parlamentarischen Ländern von einem Sieg des „Faszismus" und malte die Gefahr, daß bald noch mehr südafrikanische Staaten und vielleicht schließlich sogar ganz Südamerika einmal faszistisch werden könnte, bedrohlich aus. Der Faszismus wurde dabei als eine Art Schreckgespenst beschworen, von dem man sich vielleicht verspricht, es könne die etwas fragwürdige Front der demokratischen Staaten aneinanderkitten helfen.

Diese Hoffnung dürfte sich als illusorisch erweisen. Trotzdem ist der Vorgang, den die Demokraten die „Faszisierung Südamerikas" nennen, sehr interessant, weil er zeigt, mit welcher inneren Zwangsläufigkeit sich heute unter den verschiedenartigsten Voraussetzungen in den verschiedensten Bezirken unseres Erdballs ganz ähnliche Bewegungen mit ähnlichen Zielen entwickeln. Fast noch interessanter als die Großmacht Brasilien sind hier für die Betrachtung die kleineren südamerikanischen Staaten, wie Peru mit seinem Aprismus, sowie die Staaten des Chacokrieges, Bolivien und Paraguay mit ihren zugleich nationalistischen und sozialistischen Bewegungen.

Von Peru und Paraguay hört man noch vergleichsweise viel, von der Entwicklung in Bolivien dagegen ist nur höchst selten einmal die Rede, und doch sollte gerade sie unser Interesse in besonderem Maße beanspruchen, da der Führer der bolivischen nationalen Revolution ein junger Mann aus deutschem Blut ist. Die Königsberger „Preußische Ztg." weiß über ihn folgendes zu berichten:

Oberst German Busch-Becerra, der als Führer einer Abordnung der Armee im vergangenen Jahr den entscheidenden Schritt uzm Sturz des parlaemntarischen **Regimes in Bolivien** tat und in der Zwischenzeit trotz seines **jugendlichen Alters an die Spitze des Staates** berufen wurde, ist der Sohn eines deutschen Einwanderers, der noch heute in Bolivien lebt und seinen Beruf als Arzt ausübt. Dieser, Paul Busch mit Namen, stammt aus einem kleinen Dorf in der Magdeburger Börde, wo sein Vater Kantor war. So ist der Enkel eines deutschen Kantors zum verantwortlichen Führer eines Staates aufgestiegen, der fast dreimal so groß als Deutschland ist.

German Busch, der als Sohn einer kreolischen Mutter 1905 geboren wurde, zog als 27jähriger in den Chacokrieg, in dem er sich so sehr auszeichnete, daß er vom Hauptmann zum Oberstleutnant befördert wurde. Er ist also jetzt als Staatschef und Oberster Befehlshaber der bolivianischen Armee genau 32 Jahre alt, womit er auf eine der erstaunlichsten Karrieren unseres Zeitalters zurückblicken kann.

Als die Armee im vergangenen Jahr in Bolivien die Macht übernahm, sah hier alles sehr hoffnungslos aus. Denn Bolivien hat den Krieg um den Chaco verloren. Und wenn schon der Siegerstaat Paraguay nach Kriegsende mit schweren inneren Krisen zu kämpfen hatte, so war Bolivien nach dem äußeren auch dem inneren Zusammenbruch nahe Der Bolivianische Staat war von jeher ein ziemlich unglückliches Gebilde, da er über keinerlei Zugang zum Meer verfügt. Ebenso unglücklich ist die soziale Struktur des Landes. Einer sehr schmalen Oberschicht, die die Mineralreichtümer des Landes in ihrem Besitz hat, stand eine breite Masse Entrechteter und Besitzloser gegenüber. Diese tiefe soziale Kluft war durch den Krieg nur noch verbreitert worden und hatte einen noch aufreizenderen Charakter erhalten, so daß nach Kriegsende der Bolschewismus in Bolivien große Aussichten hatte. Der vor dem Krieg fast unbekannte Kommunismus griff auf einmal weit um sich, Streiks und Unruhen wühlten das Land auf, und schließlich bewies die organisierte Arbeiterschaft durch einen groß angelegten Generalstreik, zu welch einem gewaltigen innenpolitischen Machtfaktor sie angewachsen war.

In dieser bedrohlichen Situation griff die Armee unter Führung Busch-Becerras ein. In den Reihen der Armee hatte sich an den Fronten des Chacokrieges ein neues Nationalbewußtsein entwickelt, das auf eine Überbrückung der tiefen sozialen Klüfte hinzielte. Aus der Frontgemeinschaft entstand eine Art von Volksgemeinschaft, die sich mit keiner der beiden Klassen, in die das bolivianische Volk zerfällt, identifizierte, weder mit der Klasse der Besitzenden, noch mit der der Entrechteten.

Von diesem Ansatzpunkt aus also unternahm der Enkel des deutschen Kantors seinen Versuch zur Regeneration des bolivianischen Volkes, der bis jetzt allem Anschein nach ausgezeichnet gelungen ist. Die Parole des Obersten Busch und seiner Anhängerschaft heißt: Staatssozialismus. Und das Programm der Militärregierung, der übrigens auch ein Arbeiter als Minister angehört, enthält nicht weniger als 52 Punkte, von denen ein großer Teil auf die Behebung der wirtschaftlichen und sozialen Mißstände abzielt.

Einige grundlegend wichtige Programmpunkte haben bereits ihre Verwirklichung gefunden. So ist schon im vergangenen Jahr die Arbeitsdienstpflicht eingeführt worden. Ebenso wurde für alle Hand- und Kopfarbeiter die Versicherungspflicht, sowie als Erfordernis zur Ausübung der Bürgerrechte ein obligatorisches Zunftwesen eingeführt. Auch in der Gesetzgebung und Rechtsprechung sind bedeutsame Reformen erfolgt. In der Finanz- und Wirtschaftspolitik wurden sogar gänzlich neue Wege eingeschlagen: die vorher sehr selbstherrliche Wirtschaft mußte sich empfindliche Eingriffe gefallen lassen. Besonderes Aufsehen hat der Fall der „Standard Oil" erregt, deren Konzession für hinfällig erklärt wurde.

Mit der Machtergreifung der Armee hat sich demnach in Bolivien tatsächlich eine Revolution vollzogen, deren weitere Entwicklung die aufmerksamste Betrachtung lohnt, zumal sie sich in einem Nachbarstaat Brasiliens abspielt, in dem ja seit kurzem eine in mancher Hinsicht ähnliche Entwicklung begonnen hat. **E. M.**